

Wink des Schicksals zu sehen, daß auf dieser Welt nichts von Bestand und von ewiger Dauer sei?

Doch ehe es zu dieser Eröffnung kam, war das Schlimmste die Feststellung, daß er mit seiner Frau auf der ganzen Reise bis Breslau und zurück kaum zwanzig Worte gesprochen hatte und die arme Frau sich und ihrem großen Kummer selbst überlassen blieb.

Selbst am heiligen Abend des Jahres 1889 vermochten sich die beiden Eheleute ihren harrenden Eltern nicht zu eröffnen, wiewohl Frau Ernestine an der gemeinsamen Festtagstafel in der guten Stube von gottgefälliger Lebensweise und dem Kindersegen zu reden anhub. Beide jungen Leute fühlten sich aber durchaus nicht schuldbewußt und stimmten der Mutter nur bei, so daß die alten Peschkeleute wieder in freudigerer Stimmung den Herbst erwarteten.

In dieser Hoffnung ging jedoch ein Jahr um das andere hin, und die beiden Alten schöpften Verdacht. Anfänglich versuchten sie das Walten der Vorsehung dadurch zu beeinflussen, daß sie im Jahre 1895, als sie die goldene Hochzeit feierten, eine neue Glocke auf den Turm von Altenrade stifteten, die zwölfundeinhalb Zentner wog und aus bester Bronze gegossen war. Alle Jahre am Michaelistage sollte sie eine Stunde lang geläutet werden und sonst an allen Sonn- und Feiertagen ihren ehernen Mund öffnen, die Frommen zur Andacht zu rufen.

Hatte bisher der feste Glaube an den Umschwung die alten Leute gestützt, so sank dieser Pfeiler von Tag zu Tag tiefer, je weiter sich Werner und seine Frau von den Vierzigen entfernten. Dieser Kummer begann die beiden Leute in ihrem Ausgedinge augenfällig zu zersetzen. Tag und Nacht schleppten sie ihre Last mit sich herum und suchten nach einer glücklichen Lösung dieser einzigen Lebensfrage, die ihnen noch wertvoll war. Darüber verloren sie ihre alte Sicherheit.

Der Januar des Jahres 1896 hatte starken Frost gebracht, nachdem kurz zuvor Tauwetter geherrscht hatte. Auf den Straßen und Plätzen spiegelte sich die Eisglätte, und wer nicht unbedingt auf die Straße mußte, blieb hinter der warmen „Hölle“ sitzen.

Am Tage des großen Neujahres ließ es sich Meister Wilhelm nicht nehmen, seinen einzigen Jugendfreund zu besuchen, der damals noch am Leben war, den Gemeindegast Paul Altman, der an diesem Tage seinen hundertsten Geburtstag beging.

Dabei ging es wohl ein wenig heiß her, und als sich Meister Wilhelm in der achten Abendstunde auf den Heimweg machte, erwies sich die Straße als besonders glatt. Dazu legte ein schwerer Schneesturm durch das Dorf. In den „Drei Linden“ ging es aus Anlaß des seltenen Geburtstages lebhaft zu, und es verlockte den Alten, auch dort noch einzutreten. Eben im Begriffe die Stufen zu ersteigen, fuhren ein paar sich balgende Hunde zu der matt beleuchteten Türe heraus und rannten dem Meister blindlings gegen die Beine, so daß er den Halt verlor und mit dem Hinterkopfe auf das harte Steinpflaster schlug; er merkte nur noch, wie es ihm im Kopfe summt, dann war es Nacht um ihn her.

Erst nach einer halben Stunde fand man den Bewußtlosen auf und brachte ihn in die Wohnstube des Gasthauses. Niemand war am Orte, der hätte Hilfe leisten können. Die „weiße Hexe“ war längst hinübergewandert, und auch der Schäfer Hannes hatte sein kärgliches Leben mit einem besseren vertauscht. Bis Schlawa zu Dr. Rackwitz waren es immerhin gut fünf Viertelstunden Weg. Also blieb nichts weiter übrig, als den Verunglückten, von dem man annahm, der Schlag habe ihn gerührt, in sein Haus zu überführen. Der Wirt ließ Werner Peschke rufen, und dieser leitete nun die Überführung seines Vaters.

Die Bestürzung war daheim ungemein groß. Jeder machte sich in der Sorge um den Vater Vorwürfe, daß man ihn bei so einem Wetter hatte allein in das Dorf gehen lassen. Nachdem Meister Wilhelm entkleidet und gut gebettet war, wollte sich Werner noch in der Nacht aufmachen und den Doktor aus Schlawa holen. Doch die Nacht war so unheimlich, und der Schneesturm raste derartig schaurig um das Haus, daß weder die Mutter noch die junge Frau ihren Werner in das Unwetter hinausließen, der eher ein neues Unheil als eine Besserung bringen konnte.

So dämmerte der Morgen durch die Scheiben, und Meister Wilhelm war noch immer nicht zum Bewußtsein erwacht. Da ließ sich Werner nicht abhalten, sondern bestieg am Morgen die Postkutsche und fuhr nach Schlawa. Er wartete jedoch nicht auf die Rückfahrt der Post, sondern ließ anspannen und fuhr mit Dr. Rackwitz sofort nach Altenrade zurück. Der Befund stand für den Arzt nicht einwandfrei fest. Es konnte ein Gehirnschlag eingetreten sein oder aber auch ein unglücklicher Unfall, der eine Gehirnerschütterung zur Folge hatte. Trotzdem es sich Werner alles kosten ließ und den Arzt mit noch einem Kollegen zweimal täglich kommen ließ, kam der Vater nicht mehr zu Bewußtsein, sondern verschied am dritten Tage nach dem Feste der hl. drei Könige.

Es war wieder eine „große Leiche“, die man zur letzten Ruhe bestattete, und als sich die meisten Leidtragenden nach altem Herkommen zu dem Gasthause „Zu den drei Linden“ begaben, war Frau Ernestine noch lange nicht zu bewegen, das Grab zu ver-

lassen. Sie sagte nur immer unter Tränen: „Was soll ich nun noch? Laßt nur die Grube offen für mich!“

Es begann bereits zu dunkeln, als es Werner und seiner Frau endlich gelang, die untröstliche Mutter heimzuführen. Willenlos folgte sie, von beiden rechts und links gestützt. Wie geistesabwesend nahm sie daheim mit den beiden anderen etwas zu sich und ließ sich dann nach oben bringen.

Dort wurde sie erneut an ihren Schmerz erinnert und legte sich schluchzend in die Kissen. Werner blieb bei der Mutter, und wenn sie im Traume den Namen des Vaters rief, so horchte er auf. In der zwölften Stunde hob sie sich aus den Kissen, streckte die Arme nach vorn und rief laut und vernehmlich: „Ich komme!“ Damit sank sie schwer zurück und hauchte in den Armen des hinzugesprungenen Sohnes ihren Geist aus.

Und wiederum gab es nach drei Tagen ein großes Leichenbegängnis, an dem ganz Altenrade teilnahm, weil es doch zu traurig war, in einer Woche Vater und Mutter zu verlieren.

(Fortsetzung folgt)

Übertriebene Sachlichkeit

Das Postamt NW 7 in der Dorotheenstraße zu Berlin weist nach erfolgtem Umbau in seinem öffentlichen Dienstraum eine Uhr auf, die an „Sachlichkeit“ nicht mehr überboten werden kann. Statt der Ziffern zwölf Striche, alle von gleicher Dicke, betreut von zwei ebenfalls schwarzen Zeigern in gestreckt rechteckiger Balkenform, vorn und hinten quer abgeschnitten. Ein besonderes Zifferblatt fehlt, denn die Striche sind unmittelbar auf die gelbe Wand des Raumes aufgemalt. Es fehlt auch die Umrahmung des Blattes. Aber ganz enthalten konnte sich der Hersteller (den ich nicht kenne, und den ich bitte, diese Ausführungen ganz unpersönlich zu nehmen) denn doch nicht. Irgendwie saß ihm ein Kreis im Pinsel. Außen herum wollte er ihn nicht anbringen, denn die neue Sachlichkeit verbietet das. Loswerden aber wollte er den Kreis dennoch — also brachte er ihn, in kleiner Ausführung, innen an den Drehpunkt der Zeiger herum an, wo er nichts weiter tut als stören!

Das Fehlen der Umrahmung und das Aufmalen der Zifferstriche unmittelbar auf die Zimmerwand soll offenbar das so beliebte „organische Herauswachsen“ der Uhr aus der Wand betonen. Das ist für viele Dinge gewiß etwas sehr Schönes. Eine Uhr aber ist ein Blickpunkt! Man soll sie nicht erst suchen und soll auch beim Erblicken nicht erst raten, was das sein mag, sondern eine Uhr, jedenfalls eine öffentliche Uhr, soll sich dem Blicke aufdrängen! Wer nach der Uhr sieht, hat in der Regel keine Zeit, und daher soll man ihm auch keine Bilder; rätsel aufgeben. Es ist deshalb eine ganz selbstverständliche Forderung, ein Zifferblatt gegen seine Umgebung abzugrenzen, um es für das Auge herauszuheben. Aus dem gleichen Grunde sollten die Zifferstriche nicht gleich stark sein, sondern die Striche für die 12, 3, 6 und 9 könnten ruhig etwas dicker gehalten werden. Auch brauchen die Zeiger an der Spitze nicht balkenförmig abzubrechen, sondern sie sollten kurz zugespitzt sein, denn das entspricht dem Wesen des „Zeigens“!

All das mag wenig wichtig erscheinen, ist aber doch bezeichnend für die gegenwärtig vor sich gehende Übersteigerung eines an sich gewiß schätzenswerten Grundsatzes, des der Sachlichkeit. Jede Entwicklung geht bekanntlich pendelartig vor sich, derart, daß das Pendel zuerst weiter als nötig und oft zu weit ausschlägt und eine normale Pendelschwingung erst allmählich erreicht wird. Auch die „neue Sachlichkeit“ wird sich austoben, Gutes zurücklassen und schließlich — in die allgemeine Rumpelkammer abgedroschener Schlagworte und ausgedienter Stilarten geworfen werden.

L. Loeske.

Handels-Nachrichten

Die Einfuhr von Uhren in den Niederlanden belief sich im ersten Vierteljahr 1930 auf 557 000 Gulden gegen 421 000 Gulden im Vorjahre. Die Einfuhr setzte sich zusammen aus 21 583 Taschenuhren im Werte von 33 000 Gulden, 2580 dz Großuhren im Werte von 515 000 Gulden und 20 dz Uhrteilen im Werte von 9000 Gulden. Während die Einfuhr von Taschenuhren merkwürdig niedrig blieb (so niedrig, daß wir früher schon Zweifel an der Richtigkeit der niederländischen Ziffern äußerten), stieg die Einfuhr von Großuhren um 810 dz und 128 000 Gulden. An der Einfuhr waren u. a. folgende Länder beteiligt: Deutschland mit 506 761 Gulden (2534 dz), Frankreich mit 14 728 Gulden (36 dz), Belgien mit 4229 Gulden (22 dz). Die Ausfuhr von Uhren usw. hatte einen Wert von nur 16 000 Gulden.

Die Einfuhr von Uhren in Belgien hatte im ersten Vierteljahr 1930 einen Wert von 14,12 Mill. Fr. Davon entfielen auf die Gruppe Taschenuhren 8,41 Mill. Fr. Am stärksten waren die Taschenuhren in Gehäusen aus unedlen Metallen vertreten und